

**Zeitschrift:** Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst  
**Band:** 19 (1929)  
**Heft:** 31

**Artikel:** Mein Schnittersonntagsschatz  
**Autor:** [s.n.]  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-643514>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 16.03.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

auch mit ihm gekommen ist, um sich zu verdingen. Vor-  
erst aber kauft er sich ein großes Lebkuchenherz, auf dem  
gar schön geschrieben steht:

„Schnitterjungidig u Aern,  
Si no heißer als färn,  
U äs Tröpfeli Wn,  
U äs Rösli derbi,  
U mis Schäkeli am Arm,  
Das git halt warm.“

So, da steht das Lisebethli und wartet, ob der Hans  
nicht bald kommt. Der gibt dem Mädchen das Lebkuchen-  
herz. Es sagt nicht viel, das Lisebethli; aber von seinem  
Mieder nimmt es das schönste Rösli, so ein rotes, rotes,  
und steckt es dem Hans ins Knopfloch.

Sei, Glückauf zum Schnittersonntag!

## Mein Schnittersonntagschaz.

Von \* \* \*.

Heute war wieder einmal Schnittersonntag. Schon von  
ferne ertönte die heitere Weise des Rößli- und Kätzli-  
spiels: „D du lieber Augustin, Augustin, o du lieber Augustin, alles ist  
hin; 's Geld ist weg, 's Mädel ist weg, o du lieber Au-  
gustin, alles ist hin.“ Da lachte ich heimlich und beschaute  
frohgemut mein neues Zwanzigrappenstück, das mir die  
Mutter geschenkt hatte. Wie das funkelte und leuchtete in  
der Sonne! Was konnte man nicht alles kaufen mit zwanzig  
Rappen.

Nun war ich schon ganz nahe beim Rößli- und Kätzli-  
spiel. Eben ließen sie ein neues „Fahri“ los: „Puppchen, du bist mein  
Augenstern“, quitschte es vergnügt aus dem Leierkasten.

Sei, das war ein Leben!

Da stand eine freie Bühne, auf welcher ein Bajazzo  
turnte, dort rief ein dicker Mann mit einer wunderbaren  
goldenen Uhrkette fortwährend: „Nur hereinspaziert, meine  
Herrschaften, nur hereinspaziert. Erwachsene zahlen vierzig  
Rappen, Kinder die Hälfte.“

Was zum Kukud war denn eigentlich da drinnen los?  
Was konnte man in dieser Bude sehen?

Nun schrie der Dicke wieder: „Ein Wunder, meine  
Herrschaften, ein außerordentliches Wunder, wie Sie es  
noch nie gesehen haben. Sie werden staunen. Sie werden  
bewundern, meine Herrschaften. Sie werden ausrufen.  
„Gott, ist so 'was möglich“, und einfach sprachlos sein vor  
Bewunder- und Verwunderung. Sie müssen das gesehen  
haben, mit eigenen Augen gesehen haben. Also nur immer  
eintreten, meine hochverehrten Herrschaften. Erwachsene  
zahlen vierzig Rappen; Kinder die Hälfte.“

In dem Augenblick kam Steffens Heiri aus der Bude,  
ganz rot im Gesicht und fluchte: „Der Donnerli auch, bin  
selbst eine Kuh, daß — —.“ Jetzt wurde ich erst recht  
neugierig: „Was hast gesehen, Heiri?“ fragte ich. „Das  
darf ich dir nicht sagen“, meinte er geheimnisvoll, „aber  
etwas, uh etwas ganz, ganz Wunderbares, einfach etwas  
uh“ — und dazu machte der Spitzbube ein Gesicht, wie wenn  
er die heiligen drei Könige in leibhaftiger Person gesehen  
hätte. „So red doch ums Himmelswillen“, bat ich. „Was  
ist es? Ich habe dem Lehrer ja auch nicht gesagt, daß du  
seine gelben Butterbirnen gestohlen hast.“ — „Mußt selbst  
sehen, was ganz Saufeins“, lachte der Heiri, und fort war  
er. Das mußte ich gesehen haben, und das mußte ich.

Schnell warf ich mein liebes Geld hin und bekam da-  
für einen blauen Zettel. Scheu, fast ehrfürchtvoll, trat ich  
ein. In der Mitte des Zeltes stand eine — ja sah ich  
recht —, stand eine Kuh. Eine regelrechte Kuh. Zwei Hörner,  
einen Kopf und vier, nein fünf Beine, hatte sie. Sie be-  
saß nämlich keinen Schwanz. An seinem Platze hing ein  
Kuhbein. Ich schlich an das Tier heran. Jetzt hatte ich das  
verhexte Bein gerade vor mir. Langsam, lachte, hob ich  
den Pseudoschwanz. Richtig, er war nur angeleimt. Schon

wollte ich aufbegehren, als plötzlich der Dicke mit der gol-  
denen Uhrkette mir auf die Schulter klopfte und mich barsch  
anfuhr: „Fort da, die Herren sehen ja nichts.“ Mit ernst-  
lichen Mienen betrachteten nun der Grummattsepp und Friedlis  
Ernst, die reichsten Bauern des Dorfes, den geleimten Kuh-  
schwanz. „Se, hm“, meinte der Grummattsepp und kratzte  
sich in den Haaren. „Ja, he, hm“, echote nach einer Viertel-  
stunde Friedlis Ernst und kratzte sich hinter den Ohren, und  
beide Bauern wackelten andächtig mit ihren Köpfen. Mit  
einem Galgenlächeln schritt ich aus dem Zelt. Der Spaß  
war wirklich zwanzig Rappen wert gewesen. Vergnügt schlen-  
derte ich umher, bis mich plötzlich zwei rabenschwarze Augen  
hold anlächelten. Betroffen hielt ich inne. Wer war das  
nur? Die Mina und die Marie, die eine mein früherer, die  
andere mein jetziger Schatz, waren zwar auch schön, dies  
Mädchen aber war, war einfach himmlisch. Der tausend auch,  
wenn sie ein weißes Kleid an hätte, so müßte sie ein Engel  
sein. Solches dachte ich gaffend.

„Bub, gib mir zwanzig Rappen, darfst dann mit mir  
Theaterspielen.“

„Ja“, sagte ich freudig und langte in die Tasche. D's  
Donner auch, da galt es raich zu handeln. Doch wie ich auch  
suchte, fort war fort. Natürlich, der geleimte Kuhschwanz hatte  
mich mein gutes Geld gekostet. Ein rettender Gedanke blitzte  
auf. „Wart“, sagte ich schnell, „ich bin bald wieder da.“  
Ich flog nach Hause. Die Mutter war ausgegangen. Das  
war schlimm, sehr schlimm. Ich verjuchte das Letzte und  
suchte den Vater auf, der im Garten sein Sonntagspfeifchen  
tubafte.

„Vater, lieber Vater, ich möchte gern zwanzig Rappen.“

„So“, machte mein Vater langsam und stieß ein mäch-  
tiges Rauchfähnlein in die Luft, „so, wo hast die andern  
zwanzig, die ich dir gegeben habe?“

Die Leimgeschichte durfte ich dem Vater nicht erzählen,  
der hätte mich damit ewig ausgelacht, und log deshalb  
ohne lange zu denken: „Ich hab sie verächtelt.“

„So, wem denn?“

Himmel, jetzt sah ich fest! was sollte ich sagen? „Nun,  
dem Dergelimann.“

„Bub, jetzt lügst“, donnerte mein Vater schredlich,  
„mach', daß du fortkommst.“

O weh, das war fatal. Mein Herz versank in den  
hinteren Grund. Guter Rat war teuer. Wo Geld nehmen  
ohne zu stehlen; denn Geld, Geld mußte ich haben, das  
stund fest. Meine Blicke tasteten im Zimmer umher, in  
das ich mich geflüchtet hatte. Ach, da war ja mein Vor-  
zellanfahrscheinchen. Einst als ich einmal gute Vorsätze ge-  
faßt hatte, warf mir die Mutter zwanzig Rappen hinein.  
Später hätte dann noch mehr hinzu kommen sollen, aber  
auch nicht ein Fünfer verirrt sich durch den dunkeln Spalt.  
Im Garten, hinter den Haselstauden, zerschmetterte ich das  
kleine Schweinchen. Es tat mir wirklich leid, ich liebte es  
sehr, aber es mußte sein. Schon war ich wieder bei meiner  
Freundin.

„Merçi“, lächelte sie süß und ihre weißen Zähne blühten.  
„Jetzt will ich noch schnell Karussell fahren, dann wollen  
wir Theater spielen.“

Bier „Fahri“ machte sie mit. Eines kostete fünf Rap-  
pen. Ich stund neben dem Rößli- und Kätzli- und betrachtete sie.  
Goldene Uhrkettlein und goldene Fingerringe hatte sie und  
ein rotes Kleid. Ei, die mußte reich sein! Und hübsch war  
das Mädchen, zum Fressen. Gerade spielte die Orgel: „Pupp-  
chen, du hast so was, ich weiß nicht was.“

Da gewiß, sie war nun mein Puppchen, mein Schnitter-  
sonntagschaz. „So komm! Wir gingen zu einem Zelt.  
Ein schlotteriger Herr, in langem himmelblauem Frack, emp-  
fing uns. „Papa, ein Neuer“ flüsterte mein Schaz. —  
„Gut, geht nur herein, meine Kinder.“ Wir traten ein.  
Steffens Heiri, Gerbers Frik und Siebers Max waren  
auch schon da.

„Willst Theater spielen?“ fragten sie wie aus einem Mund. „Ja“, sagte ich ernst. O wie ich mich fühlte. — „Hast bezahlt?“ — „Ja“, sprach ich feierlich. Ich wurde als Genosse aufgenommen. Wie wir der Dinge harrten, die da kommen sollten! Vier Helden, blaß, mit zuckenden Lippen, doch feurigen Augen und würdigem Schweigen. Zwischen uns hin und her schritt mein Schak, jeden einzelnen von uns und dann alle insgesamt ermahmend, ihrem Herrn Papa recht folgsam zu sein und zu bedenken, daß sie alles mit ansähe. Hierauf lächelte sie jeden wieder so mäuschenmarzipansüß an, o so mäuschenmarzipansüß!! Wenn nur die drei andern nicht gewesen wären; wie ich die haßte! Ein schlimmer Plan kam mir. Ich wollte ihre Sünden verraten. Dann mußten sie fort, die Unwürdigen, und ich, ich war allein. —

Schon begann ich: „Der Heiri hat die gelben Butterbirnen beim Lehrer...“ Da öffnete sich das Zelt. „Herauskommen.“ Nun war's zu spät. Ich wurde geschüpft und gedrückt und stund plötzlich auf einer offenen Bühne. Rings herum waren Menschenköpfe gruppiert. Köpfe ohne Zahl. Ein Meer von Menschenköpfen. Jetzt galt's!

„So, ihr Kerle, macht, was ich“, schrie ein Hanswurst. Wir schlugen einen Purzelbaum. Heiri fiel um und blutete aus der Nase. Er trat ab. Wir waren nur noch unser drei. Die Menge lachte. Wir aber, wir drei, waren Helden und Schwiegen. Wir blickten alle drei auf ein rotes Kleidchen, sahen zwei Augen holdselig lächeln und eine Reihe weißer Zähne blitzen. Das gab Mut. Nun übers hohe Seil.

Der Bajazzo, der Papa der Vielgeliebten, ging voran. Ich folgte. Ha, ich war drüben, drüben, drüben!

Wie ich jubelte. Die beiden andern fielen ins Netz, zappelten und wurden fortgeschickt.

Ich war der Sieger! Nun setzte sich der Bajazzopapa aufs Hintergestell, streckte die beiden Zeigfinger in je ein Nasenloch und hupste über die Bühne. Ich sollte es nachmachen. Probierte. Es ging, aber schwer. Die Menschen lachten. Blöhlisch wieherten sie, wie wenn der Teufel alle Höllengeister losgelassen hätte. Bestürzt schaute ich auf. Mein Vater, der Herr Pfarrer, stund vor der Bühne. Zornig, rot im Gesicht.

„Komm“, rief er. Ich ging, wankte, ging und wußte alles verloren, mein Geld und meinen Schak. Das Ende vom Schnittersonntag war Schelte, kein Abendessen, zu Bett gehen.

Ich weinte, betete, schlief und träumte, Petrus und ein Engel, nein, viele Engel, eine Ewigkeit Engel mit marzipansüßem Lächeln sangen: „Puppchen, du bist mein Augensterne, Puppchen, hab dich zum Fressen gern...“

Hierauf stund ich wieder vor der Leinwand und riß und riß am Schwanz, bis ich plötzlich den Schwanz in den Händen hatte. Aus der Wunde aber quollen zwanzigrappenfüße, endlos, endlos und drohten mich zu ersäufen, aber eine Stimme rief: „O du lieber Augustin, Augustin, Augustin, o du lieber Augustin, alles ist hin; 's Geld ist weg, 's Mädle ist weg, o du lieber Augustin, alles ist hin.“ —

### Auf dem Ozean.

Von Oskar Kollbrunner.

In dunkeln Schwaden stürzt das Meer uns Boot.  
Sargschwarz der Himmel. Ausgelöscht die Sterne.  
Ein schwüler Julimond nur, sichelt rot  
Und melancholisch aus der Schattenferne.

Das aufgeregte Wogenfeld durchpflügt  
Des Bootes Kiel, als wären's Ackerbreiten;  
Doch schollert keine Erde, zuckt und sprüht  
Kein Kieselstein bei dieser Pflugschaar Gleiten.

Nur manchmal wetterleuchtet's überm Meer  
Und um das Boot flirrt eine salbe Helle —  
Allein der Mond verfladert mehr und mehr,  
Bis er verblutet vor des Morgens Schwelle.

Das Meer rauscht still und grüner Wellen Schäumen  
Sagt mir, daß über allem Leben Schaum.  
Das Meer rauscht still und alle Sterne träumen,  
Die Nacht glänzt wie ein Silberlichterbaum.

Aus tausend Augen glüht mein Schiff zur Ferne,  
In der Pupillen Gelblicht schwärzt die Nacht.  
Am Mastbaum hoch glut's aus der Schifflaterne —  
Ein leises Windspiel hat sich aufgemacht.

Gut' Fahrt! Gut' Glück! geht es im Nachwindsfingern.  
Indes am Strand das letzte Licht verglimmt,  
Und unser Schiff, umspielt von Möbenschwingen,  
Stets unbeirrt den Weg gen Osten nimmt.

Nebel schluckt des Horizontes Kreis,  
Neptun wird zum grauen Mennelgeweis.  
Alle Ferne ist mir nun verstellt,  
Und das Schiffshorn gellt.

In die Nebel frist ein dumpfer Ton,  
Solche Töne bläht kein Postillion  
Und von irgendwo es Antwort raucht  
Lang und klagelaut.

Jages Quirlen in dem Graugewist  
Hat ein Streifchen Bläue hingewischt.  
Sonne, lebst du noch? — Ich lebe, ja,  
Noch ein Stündchen Mut, und ich bin da!

Und salb und falber wird die Luft und schwer.  
Und tief in mottenbleiches Licht getaucht,  
Gespenstet rings das unruhschwängere Meer,  
Von unseres Schiffes Schloten überrauht.

Die Möbe segt als grauer Schatten hin  
Schweinfische springen ängstlich hinterm Bug.  
Raubvogelbüßer niedere Wolken zieh'n,  
Fast streifen sie die See im jachen Flug.

Und dann auf einmal wird es totenstill.  
Und dann durch finsternes Gewöl ein Strahl  
Und dann ein Möbenschreien kurz und schrill  
Und dann des Donnersturmes Wutchoral.

### Nun ade, du mein lieb Heimatland!

Brief eines Schweizer's aus den Wäldern Canadas.

Nachstehender Brief wurde uns mit Einverständnis des Verfassers von den bernischen Verwandten, an die er gerichtet war, freundlichst zur Verfügung gestellt. Er ist voll von interessanten Beobachtungen und Erlebnissen und dürfte von unsern Lesern mit lebhafter Anteilnahme gelesen werden. Wir geben ihn im Wortlaut wieder mit einigen notwendigen Kürzungen und stilistischen Umstellungen. Wir machen noch besonders aufmerksam auf die Einladung des Verfassers am Schluß des Briefes, ihnen, die fern von der Heimat und von vertrauten Menschen den schweren Lebenskampf führen müssen, durch ein Brieflein oder Kärtlein oder eine Lektüre eine Freude zu bereiten. Wir lassen den Schlußsatz unberührt, immerhin möchten wir den Heiratslustigen unter unsern Leserinnen dringend geraten haben, sich die Sache gut zu überlegen. Verantwortung für unerfüllte Hoffnungen vermöchten wir nicht zu tragen. Die Red.

Nazko B. C., 12. August 1928.

Schon ¼ Jahr ist verstrichen, seit ich aus der Heimat fort, mit noch zwei Reisegenossen in die weite Welt zog. Weit war der Weg und lange hat es gedauert, bis wir am Ziel waren, am Nazko-River, tief in den Wäldern Bri-

tisch Columbias, wo mein Bruder seinen Wigwam aufgeschlagen hat.

Die Reise verlief im großen und ganzen recht gut. Dienstag den 25. April verließen wir die Schweiz und schon am 27. Mai hielten mein Reisegenosse und ich unsern Einzug in der Blochhütte meines Bruders am Nazko, während die andern drei erst am 10. Juni anrückten. Doch ich will der Reihe nach berichten.

Samstag abend ½7 Uhr schifften wir uns auf dem Dampfer „Empress of Scotland“, einem der größten Schiffe der „Canadian Pacific Line“ ein. Das Schiff hat eine Tonnage von 37,700 Tonnen, und wir Landratten rissen unsere Augen weit auf über all das Neuartige, noch nie Gesehene. Für die Seereise hatten wir Touristklasse gelöst und es nicht bereut, waren doch in der 3. Klasse zirka 60 Poladen und andere östliche Völker, während wir in unserer 2. Klasse sehr nette Reisegesellschaft antrafen. In der 1. Klasse fuhren zirka 300, in der 2. 330 und der 3. zirka 70 Passagiere. Die Verpflegung war der unserer erstklaf-